

Nr. 90. Bromberg, den 20. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

Franziskas Augen schimmerten feucht. „O mein Gott!"

„Weinen Sie nicht, liebes Kind! Für ein solches Drama sind alle Tränen zu gering. Der kleine Napoleon heißt jetzt Franzl; einen Vater hat er nicht mehr, nur einen Großvater. Und der möcht' aus ihm, dem Korsensprossen, einen österreichischen Erzherzog machen!"

„Und weiß das Napoleon? Schreibt der Kaiser nie?"

„Anfangs schrieb er häufig, und die Kaiserin hat ihm auch einmal geantwortet. Dann aber verbot man es ihr, und sie fügte sich drein. Vergebens flehte der einsame Imperator um weitere Nachricht . . . Nun schreibt er nicht mehr — oder vielleicht finden seine Zeilen nur nicht den Weg zu uns. Wer mag es wissen? Graf Neipperg hat Marie Louise vergessen gelehrt . . . Grausam traurig ist das Leben, mein liebes Kind."

Franziska bettete den goldschimmernden Kopf in der Gräfin Schoß und beweinte Napoleon, sich selbst und die Welt.

*

Marie Louise fühlte sich unzufrieden, sie schlief nicht des Nachts, freute sich am Morgen nicht des erwachenden Tages. Der Besuch ihres kaiserlichen Vaters hatte einen Stachel in ihrem Herzen gelassen. Immer schon hatte sie sich danach gesehnt, an dem freudeerfüllten Treiben des Kongresses teilnehmen zu dürfen; jetzt aber weckte das neuerliche Verbot ein schier unstillbares Verlangen. Am Abend fand Franziska sie blaß und mit Zähren an den Wimpern, auf ihrem Schoß lag die neuste Nummer der Wiener Zeitung.

„Was fehlt Ihrer Majestät?" forschte sie teilnahmsvoll.

„Sie wissen ja!" Marie Louise wies auf die fetten Lettern der Vorankündigung. „Maskierter Ball in den k. k. Redoutensälen."

Bei Neippergs Erscheinen trocknete Marie Louise ihre Tränen und gab sich gezwungen heiter. Als aber der Graf gegangen war und sie sich zur Ruhe gelegt hatte, ließ sie Franziska noch einmal rufen.

„Ich möcht' so gern auf den Ball, Franziska!"

Das Mädchen stand erstaunt am Fußende des Bettes. Warum sagte die Kaiserin das ihr, jetzt in der Nacht, leis und geheimnisvoll?

„Verstehen Sie mich recht, Franziska! Mein Vater, der Kaiser, will nicht, daß ich dort bin, aber unter der Larve wird mich niemand erkennen. Am Abend, wenn alle schlafen, schleichen wir uns heimlich durch den Garten, und in der großen Allee wartet der Wagen. Wir gehen zu zweien, Sie und ich; für Kostüme werd' ich schon sorgen. Wir wollen uns in Dominos hüllen, auch das Haar verstecken. Wenn mich nur niemand an den Füßen erkennt! Napoleon behauptete oft, daß er mich unter tausend Frauen herausfinden würde, wenn er nur meine Füße sähe."

„Majestät haben tatsächlich erstaunlich kleine Füße!" Wie wohl tat es Franziska, daß sie diese harmlose Bemerkung machen konnte.

„Und auch sehr schmale!" Marie Louise streckte kokett die weiße Fußspitze unter der Decke vor. „Na, aber darum braucht das doch nicht unbedingt aufzufallen! Und Dominos finden wir in meiner Garderobe genug. Sie werden sehen, wie schön es wird! Ich werde tanzen können, mit wem ich Lust hab'. In Paris mußt' ich die Leut' immer mahnen, nicht dran zu denken, daß ich Kaiserin sei; aber das ging doch schwer. Oh, wie ich mich freu'! Reichen Sie mir rasch meinen Schlafrock — wir können die Kostüme gleich aussuchen. Dann müssen wir aufpassen, daß die Herzogin nix erfährt; sie würde uns verraten. Auch dem Grafen erzähl' ich's nicht, denn es würd' ihn kränken."

*

Die Uhren des Schönbrunner Schlosses hatten die zehnte Abendstunde verkündet, und Marie Louise bat in erheuchelter Müdigkeit den Grafen Neipperg, nicht länger zu verweilen. Die Gräfin Montesquieu wartete diesmal vergeblich auf Franziska. Auf den Gartenwegen aber zeichneten ein Paar rosa und ein Paar grüner Seidenschuhe geheimnisvolle Spuren.

Lange hatte Marie Louise zwischen ihren Dominos gewühlt, bis sie den grünen und den rosafarbenen auswählte. Dann überlegte sie wieder und wieder, welches Gewand ihr besser stünde, entschied sich endlich für das rosafarbene. Als sie aber keuchend in die Ecke des wartenden Wagens sank, bereute sie schon, nicht doch das grüne angezogen zu haben. Franziska jedenfalls kleidete es vorzüglich: Ihre Haut leuchtete weiß auch ohne Puder, die Lippen blühten rot ohne Schminke, und unter der grünen Mütze funkelten ihre Märchenaugen.

„Stülpen wir die Masken vor, damit uns niemand durch das Wagenfenster eräuge!" seufzte die Kaiserin.

Der Wagen hielt. Sie schritten die girlandengeschmückten Treppen empor. Eine zauberhafte Orangenallee führte zum Tanzsaal. Die Bäume standen in weißem Blütenschmuck, und zwischen ihnen brannten Wachskerzen in mächtigen Kandelabern. Achttausend Kerzen erhellten den Saal, zwischen Blumen versteckt spielte die Kapelle, und auf der Galerie, auf hoher, mit weißer Seide und Silberfransen geschmückter Estrade, hatten die Monarchen Platz genommen.

Der erste Ballgast, den Franziska erblickte, war Graf Hardenegg. Er tanzte mit einem wundervollen jungen Mädchen und hatte sie sicher schon lange vergessen. Franziska preßte die Hand auf den roten Kranich! Ob er wohl wirklich etwas für sie tun wollte, wie er ihr gelobt? Sie hätte gern mit ihm gesprochen und wußte doch, daß sie ihn meiden mußte.

Hardenegg war schön. Auf seinem federngezierten Ritterhut prunkte die diamantene Rosette, und Franziskas Herz hörte das Klirren seiner goldenen Sporen. Welch stolzes Gefühl mochte es sein, mit ihm zu tanzen, unter seinem liebenden Blick zu erglühen!

„In Wien ist's schön, nicht wahr?" fragte Marie Louise.

„Sehr schön, Majestät!" versicherte Franziska.

„Pst! Sie dürfen nicht Majestät sagen! Nennen Sie mich Louise!"

Niemand hörte die verstohlene Unterhaltung — außer einem spanischen Granden, der voll Abenteuersehnsucht die beiden ein wenig verschüchterten Damen seit ihrem Eintreten beobachtet hatte. Jetzt griff er mit weißbehandschuhter Hand an seinen Degen, seine Augen füllten sich mit heiterem Glanz, er lüftete den Hut und neigte sich mit jener graziösen Zwanglosigkeit vor Marie Louise, mit der man nur auf Maskenbällen die Damen ansprechen kann.

„Guten Abend, Majestät!" neckte er fröhlich.

„Na, sehen Sie!" grollte die Erschrockene zu Franziska hin und wollte flugs in der Menae untertauchen.

„O mein Gott — wollen Sie denn nicht mal meinen Gruß erwidern? Ich glaube, ich muß mein Inkognito lüften."

Der Spanier hob seine Maske, und Marie Louise flüsterte überrascht: „Eugen Beauharnais! Aber wie haben Sie mich denn erkannt?"

„Bisher wußt' ich nur, daß Majestät eine hohe Dame sind, und ich war neugierig, denn die Majestäten mischen sich heutzutage nicht in den Trubel der Sterblichen. Jetzt eben erst wird mir Gewißheit, wen ich vor mir habe: Marie Louise!"

Die Kaiserin zog ihren Arm durch den seinen. „Bitte recht vorsichtig sein! Niemand darf erfahren, daß ich hier bin."

„Ich schwöre Diskretion, Majestät! Wie begreiflich, daß es Sie gelüstete, dem Schönbrunner Kloster für ein paar Stunden zu entfliehen! Hauptsache bleibt, daß Sie den Abend recht froh genießen. Betrachten Sie mich als Ihren Ritter! Ich will Ihr Vergnügen nicht stören, aber wenn Majestät bei dem kecken Unternehmen einer Stütze bedürfen, so wollen Sie sich gnädigst meiner Dienstbereitschaft erinnern!"

„Das fehlt gerade noch!" lachte die Kaiserin getröstet.

Die festliche Quadrille war zu Ende, die Polonäse erklang, und ein Bajazzo entführte Marie Louise zum Tanz.

„Sind Sie auch eine kleine Majestät?" wandte sich der Franzosenprinz an Franziska.

„Bitte, forschen Sie nicht danach! Ich verrate ja doch nicht, wer ich bin."

„Wollen wir tanzen?"

„Danke! Ich möcht' lieber ein wenig zuschauen."

„Sie kennen wohl die Gesellschaft noch nicht? Sind Sie mit Marie Louise aus Paris gekommen?"

„Allmächtiger — welche Wißbegier! Lassen Sie mich lieber fragen!"

„Was wünschen Sie zu wissen?"

„Sehr vieles. Zuerst einmal: Ist der Zar da?"

„Nein, er ist krank. Was mir sehr leid tut. Denn ich schätze Alexander als einen liebenswürdigen Menschen, dem ich vornehmlich die Anerkennung meiner Daseinsberechtigung hier zu verdanken habe."

„Wieso?"

„Welch reizende Unkenntnis! Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich der Stiefsohn Napoleons bin. Wie tief hab' ich ihn einst verehrt!"

„Lieben Sie ihn nicht mehr?"

„Ich werde ihn immer lieben; aber das Leben ruft. Was soll man tun? Ich verstehe auch Marie Louise."

„Ich weiß nicht — mir wäre der Tod willkommener als ein halbes Leben, ein Kompromiß."

„Große Worte, Madame!"

„Ich bin Mädchen!"

„Freilich — ein schönes, junges, begeistertes Geschöpf — bereit, sich aufzuopfern. Würden Sie nicht mir zu Gefallen Ihre Maske einen Augenblick lüften?"

„Nein, Prinz. Wer ist die Dame dort in Lila?"

„Neben Kaiser Franz, mit den vielen Veilchen? Seine Gemahlin Maria Ludovika. Sehen Sie, wie glücklich sie lächelt, trotzdem sie müde und schläfrig ist? Hinter ihr steht der preußische König und sucht die Gräfin Zichy im Gewühl. Sobald Kaiser Franz sich entfernt, wird er nach zwei Minuten schon mit der schönen Julia tanzen. Wollen wir wetten?"

„Wie sollt' ich mich auf eine Wette einlassen? Sie wissen es sicher besser."

„Freilich! Ich hatte es ja auch nur in Vorschlag gebracht, weil ich einen Vorwand suchte, um Ihre Hand zu drücken! Er preßte ihren Arm fester an sich. „Seien Sie nicht bös darob! Auf einem Maskenball darf man kühner sein als sonst."

„Wer sind die Herren neben Metternich?"

„Lord Castlereagh und Talleyrand, der Vertreter meines französischen Vaterlandes. Er hat als solcher hier nicht viel zu suchen; aber er jagt in erster Linie stets seinem persönlichen Vorteil nach und wärmt sich in der Gnadensonne der Mächtigen. Jetzt begeistert er sich für Ludwig XVIII., aber er war vordem auch Napoleons Anhänger. Der jedoch durchschaute sein tückisches Spiel und nannte ihn einen raffinierten Schurken in Seidenstrümpfen. Ein häßlicher Kerl übrigens, dieser Talleyrand. Sein Gesicht ist höchst unsympathisch, und er hinkt wie der Beelzebub selber. Aber wovon die Großen der Politik reden, möcht' ich wirklich gern wissen. Ob sie das Los Neapels, Polens oder Schwedens entscheiden? Dieser Saal ist ein bunter Garten des Vergnügens, und inmitten der genußreichen Menge wälzt man schwerwiegende Schicksalsprobleme. Aber nun bitt' ich wirklich um einen Tanz, Mademoiselle."

„Sofort! Der Hof verabschiedet sich — das möcht' ich noch sehen!"

Als Kaiser Franz und die hohen Damen den Tanzsaal verlassen hatten, intonierte die Kapelle einen schmachtenden Walzer. Eugen faßte Franziska um die Taille. „Jetzt müssen Sie mir endlich den Willen tun! Und ich werde auch weiterhin nicht weichen, sondern geduldig harren, bis ich Ihr Antlitz und Ihr Haar bewundern darf."

„Warum nur sind Sie so neugierig?"

„Weil ich weiß, daß Sie hier fremd sind — und daß ich Sie niemals wiedersehe."

„Es ist vielleicht besser so! Jetzt suggerieren Sie sich selber ein Interesse für mich. Wenn Sie mich aber sähen, wär sicher der Zauber vorbei!"

„Keinesfalls!" beteuerte stürmisch Franziskas Kavalier. „Es spricht so viel Eigenart aus Ihrem Wesen, aus Ihrer Rede, Ihrem Lächeln. Ihre Augen müssen noch vollendeter wirken, wenn Brauen und Stirn sie sichtbar überwölken. Nicht wahr, Sie werden von vielen verehrt?"

„Ich weiß nicht. Durch die Tat bewies mir's noch keiner, und Worte bedeuten nur wenig."

„Noch lange werd' ich von Ihnen träumen — wie jeder wohl, der Ihnen jemals in glücklicher Stunde begegnete. Ich kenne die große Welt, kenne die Frauen — aber kaum eine hat mich so bezaubert wie jetzt Sie, unter der schwarzen Larve, im bauschigen Domino."

„Prinz, Sie treiben mit mir Ihren Scherz . . ."

„Ich scherze nicht. Aber nehmen Sie's ruhig als Scherz, damit Sie sich Ihre Harmlosigkeit wahren — unbewußt des bestrickenden Zaubers Ihrer Persönlichkeit. Kommen Sie, Mademoiselle, zu einem kleinen Imbiß, und dulden Sie mich weiter an Ihrer Seite!"

„Gern bleib' ich in Ihrer Gesellschaft, wenn Sie es wünschen. Aber erzählen Sie mir von Napoleon!"

„Von Napoleon?" Erstaunt blieb der Prinz in der Orangenallee stehen. „Wissen Sie auch, daß sein Name hier, an diesem Abend, streng verpönt ist?"

„Aber wenn er mich am meisten auf der Welt interessiert?"

„Gut also. Soll ich von seinen Schlachten erzählen oder von seiner Persönlichkeit, seiner Größe oder seinem Sturz?"

„Davon, ob er jemals wiederkommen wird, ob man in Frankreich nach seiner Rückkehr verlangt, ob viele ihn lieben, ob . . ."

Beauharnais legte seine Hand auf Franziskas Arm: „Still, um Gotteswillen! Wir verderben alles, bringen seine Anhänger in Gefahr und . . . Es ist besser, wir lassen dies Thema fallen."

„Sie ersehnen ihn zurück — ich fühle und weiß es!" jubelte Franziska beglückt.

„Kommen Sie, Mademoiselle, nehmen wir eine Erfrischung!"

Marie Louise amüsierte sich köstlich, tanzte und lachte. Zweimal mußte Franziska zum Aufbruch mahnen, damit man rechtzeitig nach Schönbrunn heimgelange.

„Es ist ja erst ein Uhr vorbei, aber Sie haben leider recht! Ich komme sofort!" sagte die Kaiserin und nahm ausgiebig Abschied von einem Araber.

Franziska reichte Beauharnais die Hand: „Gute Nacht!"

„Mademoiselle, verraten Sie mir wenigstens, wo Sie wohnen. In Schönbrunn vielleicht?"

Franziska schüttelte lächelnd den Kopf.

„Gehen wir!" drängte Marie Louise. „Leben Sie wohl, Eugen!"

„Darf ich Sie die Treppe hinunterbegleiten, schöne kleine Majestät?"

„Nein, nein! Wir müssen unbemerkt verschwinden."

Die Dominos rauschten; Marie Louise und Franziska tauchten ins Dunkel ihres Wagens.

„Gut amüsiert?" fragte die Kaiserin.

„Vortrefflich. Und Eure Majestät?"

„Glänzend. Wien ist halt schöner noch als Paris. Wenn nur der liebe Papa, die Herzogin und der Graf nix erfahren! Neipperg war nicht auf dem Ball. Der Arme hat sicher an mich gedacht. Morgen werd' ich recht nett zu ihm sein."

Der Wagen bog in den Schloßhof. Hurtiges Laufen durch den Garten, leiser Wortwechsel mit dem bestochenen Wächter, der zwei verliebte Kammerkätzchen in das Schloß einzulassen glaubte, geräuschloses Lachen, rasches Entkleiden im Finstern, und die leichtsinnige Kaiserin schlüpfte mit diesem Seufzer unter die Seidendecke ihres spitzengeschmückten Bettes.

*

Ein Puppenkönigssohn mit grünem Samthut stand auf der kleinen Bühne zwischen den roten Vorhängen. Er sah genau so aus wie der Ritter auf dem Ball; nach ihnen hatte Franziska ihn entworfen, und sie dachte an Hardenegg, als sie ihn ausstaffierte.

Das Theaterstück war in schönstem Gange. Hinter der Bühne versteckt, spielte Franziska, und der kleine Napoleon sah von einem Sessel aus zu. So vertieft waren die beiden, daß es ihnen entging, wie die Tür sich leise öffnete und ein stummer Beobachter sich über die Schwelle stahl. Wie hätten sie es auch bemerken sollen? Das Stück war so interessant! Vor wenigen Tagen, zu Weihnachten, hatte der kleine Prinz das neue Theater bekommen und von Franziska die vielen bunten Puppen dazu. Den alten König, den Negersklaven, die Königin und ihre Hofdamen, den Königssohn, den bösen Ritter, die gute Fee und die wunderschöne Prinzessin, die gerade jetzt auf die Bühne trat, mitten in den Wald. Und der Königssohn kniete verliebt vor ihr nieder:

„Holdselige Prinzessin, weiße Elfenbeinstatue, ich liebe dich! Liebe du auch mich, herrliche Prinzessin Kikerlak!"

„Aber ich liebe dich nicht, stolzer Königssohn! Weiche sofort aus meines Vaters Walde!" Herb sprach es die hochmütige Prinzessin.

„Wie unbarmherzig und kalt!" spöttelte eine Männerstimme, und Eugen Beauharnais näherte sich lächelnd dem Sessel des jungen Napoleon. Erschrocken starrte ihn das Knäblein an, die weiße Prinzessin auf der Bühne wurde ohnmächtig, der grüne Königssohn sank leblos zu ihren Füßen nieder, und errötend trat Franziska hinter dem Vorhang hervor.

„Endlich!" frohlockte der Prinz. „Endlich find' ich Sie! Seit dem Balle pirsch' ich auf Ihrer Fährte. Zweimal schon war ich in Schönbrunn, aber Marie Louise empfing mich nicht. Heute bin ich wiedergekommen zum kleinen König von Rom. Wie glücklich war ich, als ich Ihre liebe Stimme erkannte! Sie sind also Franziska Müller?"

(Fortsetzung folgt.)

Trotzdem.

Skizze von **Ida Host**.

(Aus dem Dänischen übertragen von **L. Tronier-Funder**.)

Er hatte ja einige merkwürdige Einfälle, dieser Kunstmaler. —

Jetzt war er darauf verfallen, sich um eine Anstellung als Malergeselle zu bemühen. Müdigkeit, Schlaflosigkeit und Gehirnleere plagten ihn, weil er nicht genug zu tun hatte, und körperliche Arbeit war im Augenblick das einzige, wonach er verlangte.

Nils Berg hatte einen großen Namen als Künstler; er wurde von vielen vergöttert, von noch mehreren verachtet und von recht wenigen verstanden. Im Grunde seines Wesens war er ein großes Kind. Dazu Junggeselle. Frauen hatten ihm nie etwas bedeutet. Nils Berg rieb sich die Hände und grinste schadenfroh wie ein unartiger Schuljunge, wenn er sah, wie seine Freunde die Riesendummheit begingen, sich selbst mit unlösbaren — verhältnismäßig relativ unlösbaren — Fesseln zu binden, und er schwor hoch und heilig, daß ihn keine Macht der Erde dazu bringen würde, sein großes verschlamptes, doch von ihm geliebtes Atelier zu verlassen.

Nun wollte er also diese Höhle doch für eine Zeit verlassen. Eines Abends schrieb er an Malermeister Thomsen, einen alten Kameraden aus der Soldatenzeit, und bekam kurz darauf den Bescheid, daß eine Aufgabe in Form der Bemalung von Wänden, Türen und Fensterrahmen im Pfarrhof Skovlunde auf ihn warte.

Er war eben dabei, die Küchentür zu malen, befand sich in bester Laune und schlug mit dem Pinsel nur so um sich, als er hinter sich eine Stimme hörte: „Ist es wirklich nötig, sich so vollzuschmieren, wenn man malt?" Nils Berg wischte langsam Zeigefinger und Daumen an seiner Bluse ab, wandte sich um und blickte gerade in ein Paar Augen, so groß und so blau, daß ihm ganz schwindlig wurde.

„Hm — m", sagte er, während er sich wieder umkehrte. — „Ist das nötig?" fragte das Mädchen wieder, „und sind Sie sich darüber klar, daß eine Ihrer Schuhspitzen ganz im Farbentopf steckt? Er ist umgefallen."

Nils Berg wandte sich wieder um. Es war doch ein merkwürdiges Schelmengesicht, das ihn da voll zurückgedrängter Lustigkeit anleuchtete. Blaue Augen und dunkles Haar — schon das war eigenartig, dann der nette kleine Mund . . . der stand halb offen, und ein rotes Zungenspitzchen spielte zwischen den weißen Zähnen . . .

„Was gucken Sie? Bin ich schwarz im Gesicht? Ja, ich habe eben den Herd geputzt!" Sie fuhr mit einem schwarzgeränderten Zeigefinger über die Nase. „Ja, es ist unglaublich. Das sind diese herrlichen Stellungen als Haustochter!"

Nils Berg hatte Farbentopf und Schuhnase vergessen. „Sind Sie vom Lande?" fragte er. „Na — nein, ich bin Kopenhagenerin, waschecht . . ."

„So . . . sonst sehen Sie denen dort aber nicht ähnlich, diesen kurzhemdigen Plättbrettern, die auf hohen Hacken umher schwanken."

Fräulein Inger sah zu ihren flachen Babyschuhen herab und von dort auf seine. „Der Farbentopf!" sagte sie nur und zeigte auf seine Schuhnase.

Er beugte sich herab, hob den Farbentopf auf und wischte seine Schuhe sorgfältig mit Zeitungspapier ab.

Sie verschwand plötzlich, und Nils Berg blieb in seiner Arbeit stecken. Er sah die ganze Zeit das junge Gesicht vor sich. Himmel noch einmal! Diese großen, runden Kinderaugen mit dem lachlustigen Fünkchen, das feine Profil, und dann das Haar — ach, wie weich mußte das sein . . .

Jeden Tag machte er sich unzählige Geschäfte in der Küche; er mußte sich plötzlich über so viele Dinge Bescheid sagen lassen. Dann kam er ins Plaudern und ärgerte sich jedes Mal, wenn er mit diesem sonderbaren Kind gesprochen hatte. Solche Sachen gehen vorüber, tröstete er sich selbst. Aber es ging nicht vorüber.

Er dachte mit Schrecken daran, wie er sie vermissen würde, wenn er jetzt reiste, und mit ebenso großem Schrecken daran, daß er sie vielleicht — ja, vielleicht das ganze Leben lang ertragen müßte . . .

So kam ein schöner Abend heran. Die Trauerweide tauchte ihre Zweige in den Dorfteich, die Frösche quakten, und Stine, die Milchfrau, rasselte drüben im Stalle mit den Eimern. Die Sonne stand wie ein großer, roter Teller im Westen, und die Blutbuche im Hofe bekam eine so eigene, warmrote Farbe, die verzauberte. Fräulein Inger stand am Fenster hinter dem frischgebackenen Brot, das auf dem Fensterbrett dampfte, und wischte langsam und nachdrücklich das Mehl vom Tische. Plötzlich hörte sie Schritte im Kies gerade unter dem Fenster; es war der merkwürdige Malergeselle. Sie hatte es mit einem Male sehr eilig, ergriff im Vorbeilaufen den Milcheimer und ging dann langsam und anscheinend zufällig hinaus.

„Ich wollte nur die Milch holen", lachte sie verwirrt. Er nahm ihr den Eimer ab mit einer Miene, als wäre er ein Wildlederkoffer mit Silberbeschlag.

„Es muß jetzt schön sein in den Feldern", sagte er. Sie gingen durch den Garten. Der Goldregen streifte mit seinen schweren Trauben ihren braunen Hals, und sie riß Blätter von den Büschen, an denen sie vorüber gingen; eine Jasminblüte behielt sie und roch daran, daß die Blättchen unter ihrer Nase fest hingen. Das Schloß kreischte in seinen rostigen Scharnieren. Sie gingen über die Felder. Das junge Korn spann sich wie ein zartes, lichtgrünes Netz über die braune Erde, hinter den Hecken lachten die gelben Teufelsmilchkannen mit ihren runden Blumengesichtern zum Nachthimmel empor.

„Wer sind Sie eigentlich?" fragte sie und blickte ihm in die Augen. „Wie heißen Sie?" — „Jensen", sagte er. „Na, da habe ich Sie gefaßt; Sie sagten neulich, Sie hießen Hansen, Sie heißen also weder eins noch das andere — wer sind Sie denn?"

Sie ergriff seinen Arm, um ihn zu zwingen, sie anzusehen; aber er blickte über sie hinweg, sah durch ihr krauses Haar in die Sonne. „Ich heiße Nils Berg." — Ach, wie er bereute, daß er es gesagt hatte!

„Was?" Sie starrte ihn mit offenem Munde an. „Ist das wahr? Sind Sie der komische Mensch?"

„Nein, nein", sagte er, „es ist nicht wahr; es war nur ein Scherz, ich bin nicht Nils Berg . . . ich bin ganz gewöhnlich . . ."

„Ach, es ist mir auch gleich," lachte sie.

„Was?" Sie wurde glühend rot. — „Was?" forschte er und hatte sie, ohne es zu wissen, schon in seinen Armen. —

*

Als er abreiste, hatten sie verabredet, daß sie ein paar Tage später nach der Stadt kommen sollte, um ihre Verlobung mit der versammelten Familie ihrer und seiner eigenen, zu feiern.

Wie sie in seinen Armen schluchzte, als sie Abschied nahmen! Vier Tage lang sollten sie sich nicht sehen. Der Zug fuhr ein, und Nils Berg sprang ins Abteil. Er lehnte sich mit dem halben Oberkörper aus dem Fenster und winkte dem „Kind", das mit traurig nach innen gewandten Füßen in den flachen Schuhen dastand und ihm mit ihren runden Augen nachstarrte. Als der Zug sich in Bewegung setzte, hüpften ihr ein paar große, klare Tränen aus den Augen und rollten wie zwei Perlen an den runden Wangen herab.

Als Nils Berg sie nicht mehr sehen konnte, richtete er sich empor. Er fühlte sich wie einer, der eben dem Sturm entronnen ist. Wie war das nur zugegangen? Ob er selbst oder sie es gewesen war, der „gefreit" hatte, schien ihm nicht klar; aber plötzlich war er verlobt gewesen, — das hatte das „Kind" jedenfalls gemeint.

Er hatte ihr zu erklären versucht, wie schwer mit ihm umzugehen war; er hatte alle seine rednerischen Gaben aufgewandt; aber sie faltete nur ihre Hände um seinen Hals, sah ihn mit diesen blauen Augen an und fragte: „Ja, aber kannst du mich denn entbehren?"

Nein, das konnte er ja auch nicht. Ach, es war zum Verzweifeln.

Drei Tage grübelte er und bereute. Am frühen Morzen des vierten wachte er auf und war mit einem Sprung aus dem Bette. Heute abend sollte ja das „Kind" kommen! Nein, um alles in der Welt, das mußte verhindert werden, er konnte nicht. Er schrieb einen langen rührenden Brief an das Kind. Er nahm Abschied von seinem kurzen Glück. Der Brief würde, wenn er sofort in den Postkasten kam, sie noch erreichen, gerade, ehe sie abfuhr. Aber er mußte sich beeilen, der Kasten wurde in zehn Minuten geleert. Er las den Brief durch — nein, das ging nicht. Sie würde ihn nicht verstehen und doch nur kommen; er riß den Brief entzwei und schrieb einen neuen: „Liebes Kind! Es ist alles Lüge, ich bin gar nicht Nils Berg, sondern ein ganz gewöhnlicher Malergeselle. Ich reise heute abend nach Kanada, und Du findest mich nicht, selbst wenn Du nach der Stadt kommst . . ."

Nils Berg weinte mutige Tränen, während er schrieb. „Armes Kind", murmelte er, „armes Kind!"

Die Uhr vor sich, kleidete er sich an und stürzte — mit der Uhr in der Hand, — nach dem Postkasten; es war jetzt nur noch eine halbe Minute bis zur Leerung. — Mit einem langen Sprunge setzte er über die Straße, erreichte den Kasten, hob die Klappe, und — bums! — Was war das?

„Ach, meine Uhr!" jammerte er, „— die Uhr!" Er starrte auf den Postkasten, der ihm mit einem Male wie ein grinsendes Gesicht erschien. In der Zerstreuung hatte er seine Uhr hineingeworfen, seine herrliche, alte Uhr, die er mit seiner konservativen Natur wie all seine anderen alten Sachen liebte. Nun, aber man konnte ja warten, bis der Briefbote kam und ihn leerte, dachte er. Zwanzig Minuten stand er da, dann sah er endlich eine rote Uniform auf gelbem Rade heran kommen.

„Verzeihung", sagte Nils Berg; „ich habe meine Uhr im Postkasten verloren."

„So, haben Sie das?" — Die Briefe plumpsten in den Sack, der Briefbote fischte zwischen ihnen herum, fand die Uhr und reichte sie Nils Berg.

Kaum war der Bote außer Sicht, als Nils Berg bereute, von ganzem Herzen bereute, was er getan hatte.

„Armes Kind", murmelte er ein Mal über das andere, „armes Kind!" Mit schleppenden Schritten tastete er sich nach seinem Atelier zurück, schloß die Tür hinter sich und wanderte auf und ab. Er steckte die Hände in die Taschen.

Was war das? Er faßte etwas Papierenes und zog es heraus. „„Der Brief!" rief er und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es nur so knallte, den Brief hatte er vergessen . . . wegen der Uhr vergessen! Und nun war es zu spät. — Keine Botschaft konnte auf irgendeine Weise das Kind mehr erreichen. Es gab keinen Ausweg, heute abend war er ein verlobter Mann.

Er sank auf einen Stuhl vor seiner Staffelei nieder und breitete die Arme aus, als wolle er sie umfangen.

„Ach — ach", lachte er ausgelassen, „wie gut war das doch, — wie bin ich doch — trotz alledem — glücklich!"



Bunte Chronik



* **Die schwarze Mamba als Schlafgefährtin.** Ein gewisser Herr Gay, von dem die Welt noch nie etwas gehört hat, ist durch eine schwarze Mamba zum Helden der belgischen Kongokolonie geworden. In seinem Hause in Elisabethville entdeckte er nachts, als er sich schlafmüde aber hitzegequält hinter seinem Moskitonetz hin- und herwälzte, plötzlich neben sich ein feuchtes, kühles Etwas. Die Feuchte und Kühle wären Herrn Gay angenehm gewesen, wenn sie sich nicht bewegt hätten. Im Dämmern zwischen Schlaf und Wachen wurde Herrn Gay zu seinem Entsetzen klar, daß sich eine Schlange zu ihm ins Bett bewegte. Im Nu war er munter, riß sein Moskitonetz zur Seite, schwang sich auf den Fußboden und tastete nach einer elektrischen Taschenlaterne. Er ließ sie vor Schreck fallen, als er in ihrem Schein den dicken Kopf einer riesigen Schlange sah, die seinen Platz im Bett eingenommen hatte und ihm in höchster Erregung entgegen züngelte. Herr Gay war im Umgang mit Schlangen nicht unerfahren und wußte, daß hier rasche Arbeit getan werden mußte. Er raffte seinen Mut zusammen und hieb auf gut Glück mit einem zufällig bereitstehenden Beil auf sein Kopfkissen los. Die Enthauptung der Schlange gelang ihm auf den ersten Streich. Nun machte er Licht und Lärm, ließ sich als Schlangentöter bewundern und hat auch sein Opfer nachgemessen. Es verfügte über die erstaunliche Länge von einem Meter siebzig und erwies sich als ein Riesenstück der gefürchteten Schlangenart „Schwarze Mamba".

* **Wissenschaft im Waschfaß.** Zwei amerikanische Hochschulprofessoren haben unlängst das Ergebnis langwieriger Untersuchungen veröffentlicht, die jede Hausfrau interessieren, allerdings von den meisten mit erheblicher Skepsis aufgenommen werden dürften. Die beiden Gelehrten haben nämlich herausgefunden, daß Wäsche nicht länger als genau siebeneinhalb Minuten mit Seifenwasser behandelt werden darf, wenn sie nicht wieder schmutzig anstatt reiner werden soll. Diese wichtige Tatsache wurde mit Hilfe eines besonderen optischen Instrumentes ermittelt, das die Reinheit der Wäsche viel schärfer festzustellen erlaubt, als das menschliche Auge es vermag. Man hat noch einer Erklärung gesucht und glaubt sie darin gefunden zu haben, daß die Schmutzpartikelchen durch das Seifenwasser in noch kleinere Teilchen zerlegt und nach der genannten Zeit wieder auf die bereits gereinigte Wäsche verteilt werden, die infolgedessen einen grauen Ton bekommt.

* **Die Gauner-Schafskopf-Resolution.** Die Stadtverwaltung von Cleveland in Ohio hat sich schwere Vorwürfe machen lassen müssen, bei denen angeblicher Ämterverkauf im Vordergrund stand. Ein aufgebrachter Mitbürger erklärte dazu, daß im Stadtrat acht Gauner säßen und die übrigen Schafsköpfe seien. Die Stadtväter von Cleveland liefen nun nicht gleich zum Kadi, um wegen Beleidigung zu klagen, sondern einer von ihnen brachte im Stadtrat eine Entschließung ein, in der Peter Witt, der Übeltäter, ersucht wurde, die acht Gauner namentlich zu bezeichnen, damit — nun damit man wisse, wer sich zu den Schafsköpfen zu rechnen habe. Der Stadtrat lehnte diese Entschließung, zu welcher der Antragsteller Dr. Walk eine witzige Begründung lieferte, zwar mit großer Mehrheit ab, der Zweck der Gauner-Schafskopf-Resolution war aber vollkommen erreicht. Der Urheber der Beschimpfung wurde in einer Flut der Lächerlichkeit erstickt. Der Stadtrat darf sich in der ganzen Angelegenheit um so mehr als überlegener Sieger fühlen, als trotz der Auslobung von insgesamt 1000 Dollar sich niemand meldete, der beweisen wollte, daß das Gerücht von dem Ämterverkauf auf erweislich wahren Tatsachen beruht.

* **Zitronensaft gegen Scheidungsfieber.** Aus der neuen Welt kommt die frohe Frühlingsbotschaft, daß es einem amerikanischen Frauenarzt gelungen ist, ein probates Mittel gegen das epidemisch auftretende Ehescheidungsfieber der Gegenwart ausfindig zu machen. Er hat festgestellt, daß rund 60 Prozent seiner Landsleute zu wenig Zitronensaft in ihrem Leben trinken; daher macht sie das an sich schon die Nerven zerrüttende Großstadtleben noch gereizter, cholerischer und unverträglicher. Nach Ansicht dieses Arztes braucht man allen in unharmonischer Ehe lebenden Männern und Frauen nur genügende Mengen Zitronenwasser als Trinkkur zu verordnen, um bei ihnen dem Ausbruch des Scheidungsfiebers vorzubeugen. Der weise Heilkünstler beruft sich u. a. auf eine Verordnung des englischen Parlaments aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, laut der jedem auf einem englischen Schiff angemusterten Matrosen ein bestimmtes Quantum Zitronensaft zustehen sollte. Daß nun die fast sprichwörtliche gute Laune englischer Seebären vor allem auf den Genuß dieses Zitronenwassers zurückzuführen ist, erscheint bei genauerer Überlegung ebenso unglaubhaft wie der tatsächliche Erfolg bei Zitronenwasserkuren scheidungslustiger Ehepaare. Immerhin soll sich der Absatz einiger amerikanischer Fruchtgeschäfte nicht unerheblich gesteigert haben. . . .



Lustige Rundschau



* **Bitte.** Monsieur sagt: „Ich komme, sobald ich kann." — Madame bittet: „Kannst du nicht etwas früher kommen?"

* **Der Schwerhörige.** „Sie, die Bank, auf der Sie sitzen, ist gestrichen!" — „Wie?" — „Grün."

*

* **Liebe.** „Ich folge Ihnen bis ans Ende der Welt!" — „Ich gehe zu meinem Mann!" — „Das würde zu weit führen!"

*

* **Schlechte Zeiten.** Mitsel trifft Massel. „Wie geht dein Geschäft?" —„Ich habe zu tun." — „Du hast zu tun?" — „Ja, zu tun, meine Steuern aufzubringen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.